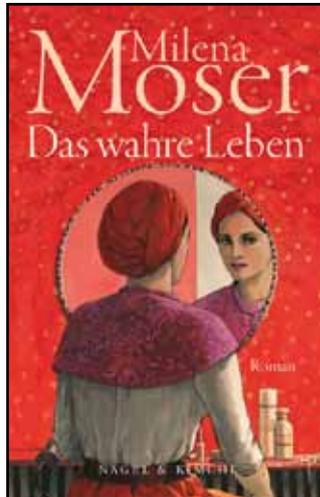


NAGEL & KIMCHE



Leseprobe

Milena Moser

Das wahre Leben

ISBN (Buch): 978-3-312-00576-5 ISBN

(E-Book): 978-3-312-00587-1

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-312-00576-5>

sowie im Buchhandel.

Nevada

I.

Nevada wachte auf. Einen Moment lang wusste sie nichts mehr. In ihren Träumen war sie gesund. In ihren Träumen sprang sie über Flüsse und von Hausdächern hinunter. Sie kletterte auf Bäume, sie breitete ihre Arme aus und flog. Sie landete auf beiden Füßen und rannte weiter, rannte, bis es sie wieder hochzog, hoch in die Luft. Ihr Körper strotzte vor Kraft, er gehorchte ihr, sie jauchzte vor Glück.

Ich bin die Sonne, dachte sie, wenn sie aufwachte. Dann fiel der Schatten auf sie. Wie eine feuchte, kalte, graue Wolldecke, die sich nur mühsam abschütteln ließ. Ihr Bett war wie Treibsand, es zog sie hinab, es verschlang sie, gab sie nicht mehr her. Ach, wie schön wäre es, einfach nachzugeben, liegen zu bleiben, in dem Strudel zu versinken, nie mehr aufzustehen. So stellte Nevada sich den Tod vor, wie ein Wasserbett, das sie verschluckte. Rückwärts und mit ausgebreiteten Armen wollte sie sich in diese letzte Umarmung fallen lassen. Sie würde in dem Bett versinken, und dann wäre endlich Ruhe. Dann musste sie nichts mehr. Warum durfte sie nicht einfach liegen bleiben? Warum durfte sie nicht tot sein?

Weil sie nicht tot war. Darum.

Der Wecker klingelte immer noch. Sie streckte die Hand aus, um ihn auszuschalten, sie drehte sich im Bett um. Da war das vertraute Ziehen in den Beinen, das Kribbeln unter der Haut, das Jucken – die Krankheit war noch da. Mit all ihren Symptomen. Sie legte sich wieder auf den Rücken, hielt das Handy dicht vors Gesicht – ihre Augen gehorchten ihr auch nicht mehr. Es war eher selten, hatte ihr Neurologe Doktor Fankhauser erklärt, dass die Schädigungen der Nervenzellen

alle Bereiche gleichzeitig beeinträchtigten: die Arme, die Beine, den Rücken und die Augen. Meistens konzentrierte es sich auf ein Nervenzentrum, vielleicht auf zwei. Die zunehmenden Schwierigkeiten, die sie mit ihren Augen hatte, konnten auch an ihrem Alter liegen. Das hatte er vorsichtig formuliert. Normalerweise begann die Altersweitsicht mit etwa vierzig Jahren. Nevada war achtunddreißig. Sie kniff die Augen zusammen. Es war sieben Uhr morgens. Was war heute?

Sie redete sich zu wie einem alten Pferd: «Na komm schon, das kannst du! Steh auf, mach das Fenster auf, streck dich, mach dir einen Kaffee ... Kaffee, hm? Hm? Komm schon, na also!» Je weiter ihre Krankheit fortschritt, desto schwerer wurde die Decke. Und gleichzeitig konnten die angekratzten Nervenzellen unter ihrer Haut immer weniger Druck ertragen. Selbst das Gewicht einer imaginären Wolldecke verursachte ihr zusätzliche Schmerzen, ein elektrisches Summen unter ihrer Haut wie von alten Strommasten. Diese Decke wurde nicht nur immer schwerer, je länger sie auf Nevada liegen blieb, sie schien auch Spuren zu hinterlassen. Als würde sie sich in ihre Haut brennen.

Wenn sie genauer darüber nachdachte, wusste sie, dass diese Decke immer da gewesen war. Solange sie denken konnte. Aber früher hatte Nevada wenigstens ihren Körper beherrscht, sie hatte ihn aus dem Bett und direkt in eine Serie von Dehn- und Streckübungen zwingen können, noch bevor ihr Geist fragen konnte: «Warum, wozu, was soll das?»

Ihre Yogapraxis hatte sie gerettet, ihre Disziplin. Jeden Morgen hatte sie als Erstes zwei Stunden lang geübt, hatte von einer vertrauten Bewegung über die nächste zu sich gefunden. Seit sie nicht mehr auf diese Art üben konnte, war die Decke mit ihrer Haut verschmolzen, hatte sich nicht mehr abschütteln lassen, sie war ein Teil von ihr geworden. Seit Nevada vor zwei Jahren die Diagnose Multiple Sklerose erhalten hatte, fragte sie sich, ob diese Decke ein erstes, frühes Symptom gewesen war. Eine Vorläuferin der gefürchteten Fatigue, dieser Müdigkeit, die sich knochentief eingräbt, dass sie schmerzt. Fankhauser hielt die Decke für eine Form der Depression.

Auf dem Rücken liegend, ruhte Nevada sich aus. Machte sich bereit für die nächste Bewegung. Tastete ihren Körper von innen ab. Die Beine zuckten. Kleine Stromschläge in den Waden. Sie legte eine Hand in die andere, drückte und knetete sie. Sie richtete sich auf. Mit den Fingernägeln fuhr sie über ihre Beine, drückte, so fest sie konnte. Es ging nicht darum, den Schmerz wegzumassieren, sondern darum, ihre Nerven abzulenken, auf eine andere Spur zu schicken. Manchmal gelang es ihr damit, den Schmerz zu überlisten.

Dann saß sie auf dem Bettrand, vornübergebeugt, und rieb ihre Beine. Sie kniff sich in das weiche Fleisch ihrer Kniekehlen. Manchmal dachte sie an den alten Witz: «Warum schlägst du dir denn immer mit dem Hammer auf den Kopf, das muss doch weh tun?» – «Weil es so schön ist, wenn der Schmerz nachlässt!»

Sie kniff in die Haut, zupfte an ihr, stellte teilnahmslos fest, dass die Haut an ihren Beinen schon mal fester gewesen war. Immer noch dieses Brennen unter der Haut. Sie fühlte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen. Es würde nie besser werden. Nur schlimmer. Ihre Beine waren so schwach, der Schmerz in ihnen war so stark. Warum gab sie nicht einfach auf?

Pferden gibt man den Gnadenschuss, dachte sie.

Da klopfte es. «Nevada?» Es war Sierra, ihre ältere Schwester. Nach ihrer Diagnose war Nevada bei ihrer Mutter und ihrer Schwester eingezogen, die im Erdgeschoss ihres Wohnhauses eine Gesundheitsoase für Frauen betrieben. Letztes Jahr war ihre Mutter mit ihrem neuen Mann nach Spanien ausgewandert, die beiden Schwestern blieben zurück. Sierra war zehn Jahre älter als Nevada. Als Kinder hatten sie nicht viel miteinander zu tun gehabt, doch heute waren sie sich sehr nahe. Es gab Tage, an denen Nevada ihrer Krankheit dafür dankbar war.

Sierra leitete die Gesundheitsoase, in der Nevada als Yogalehrerin arbeitete. Hier unterrichtete sie vor allem Einzelstunden. In den letzten Monaten hatten ihre Beschwerden zugenommen, und sie hatte im-

mer wieder Stunden absagen müssen. Doch heute konnte sie nicht absagen. Heute würde sie zum ersten Mal eine Gruppe junger Mädchen unterrichten, die aus dem einen oder anderen Grund in Schwierigkeiten geraten waren. Sie lebten in einer Siedlung am Stadtrand, wo Nevada bereits zwei offene Gruppen leitete. Manchmal kamen zehn Leute, manchmal fünfzig oder sechzig. Aus dem Yogastudio war Nevada es gewohnt, mit großen Klassen zu arbeiten. Doch wo sie früher junge, bewegliche Menschen in einheitlicher Kleidung unterrichtet hatte, standen heute alle Altersgruppen vor ihr, eine Bandbreite unterschiedlicher physischer Voraussetzungen. Eine elfjährige Kunstturnerin stand neben einer siebzighjährigen Frau mit künstlicher Hüfte. Manche Frauen behielten ihre Kopftücher an, manche Männer ihre Straßenkleidung. Nevada genoss diese Vielfalt. Sie bewegte sich in diesen Stunden mehr als sonst, sie stand von ihrem Stuhl auf und ging am Stock zwischen den Schülern hindurch, beobachtete Stellungen, korrigierte sanft mit einem Wort, einer aufgelegten Hand.

An diesen Stunden verdiente sie praktisch nichts. Doch früher oder später würde sie ohnehin eine Invalidenrente beziehen und gar nicht mehr arbeiten dürfen.

Die Mädchengruppe, die sie heute zum ersten Mal unterrichten würde, war von einem ihrer treuen Yogaschüler zusammengestellt worden. Er leitete die Schule, die die Mädchen besuchten, und hatte dieses Sommerferienprogramm zusammen mit einer Sozialarbeiterin entworfen. «Als letzte Chance sozusagen», hatte Ted gesagt. «Bevor wir andere Maßnahmen ergreifen müssen.» Nevada fragte sich, ob eine Yogastunde, die nicht freiwillig besucht, sondern als Strafe auferlegt wurde, wirklich hilfreich sein konnte. Aber es war schon länger her, dass sie zugesagt hatte. Und schwierige Mädchen durfte man nicht enttäuschen. Sie würden genau das erwarten.

Am späteren Nachmittag hatte sie außerdem einen Termin mit Fankhauser. Vielleicht sollte sie ihn doch bitten, ihr etwas zu verschreiben. Ein Antidepressivum, das sich mit dem Interferon vertrug.

«Nevada, zwanzig nach!», rief Sierra. Und einen Moment später: «Brauchst du Hilfe?»

Nevada bewohnte ein ehemaliges Therapiezimmer in der Oase. Das hatte neuerdings Schwierigkeiten verursacht. Die Oase öffnete morgens bereits um acht Uhr, Frauen kamen zu Beratungen und Gruppenstunden. Nevada fiel es von Tag zu Tag schwerer, morgens um acht schon geduscht und angekleidet zu sein. Sie hatte kein eigenes Bad. Sie konnte zwar die luxuriösen Wasserfallduschen, das Dampfbad und das Sprudelbecken benutzen, aber nur außerhalb der Öffnungszeiten. Sie wollte nicht, dass fremde Frauen oder, noch schlimmer, Frauen, die ihre Yogatherapiestunden besuchten, sahen, wie umständlich, wie qualvoll sie sich in das Sprudelbecken sinken ließ. Das warme Wasser war auch immer schwerer zu ertragen; das Sprudeln, der Druck der Düsen weckten ihre Schmerzen.

«Nevada?», rief Sierra noch einmal. Nevada antwortete nicht, und einen Moment später öffnete Sierra die Tür. Mit einem Schritt war sie bei ihr, kniete sich neben das Bett, bohrte ihre Fingerknöchel in Nevada's Schenkel, bis sie vor Schmerz aufschrie.

«Und jetzt?» Sierra hob die Hände, als wollte sie sich ergeben.

Nevada legte den Kopf schief, als lauschte sie dem Schmerz nach. «Besser», sagte sie schließlich. Der konstant summende Schmerz in ihren Beinen war vor Sierras zupackenden Fingern zurückgewichen. Er hielt Abstand, wie ein Brummen aus der Ferne, unangenehm, bedrohlich, aber auszuhalten.

«Danke.» Nevada stand auf. Sie packte ihre Beine und hob sie über die Bettkante. Als ihre Füße den Boden berührten, fühlte sie erst einmal nichts. Sie schaute hinab. Da standen ihre Füße, nebeneinander, auf dem Bambusparkett. Tapfere Füße, dachte Nevada. Man sah ihnen die Jahre in Spitzenschuhen immer noch an. Sie wackelte mit den Zehen, spreizte sie. Langsam kehrte das Leben in sie zurück. Sie spürte den Boden. Sie lehnte sich nach vorn und stand auf. Neben dem Bett stand ihr Rollator bereit. Sie ließ ihn stehen und griff stattdessen nach

dem Stock. Dabei wusste sie jetzt schon, dass dies kein guter Tag war. Sie hatte schon lange keinen mehr gehabt. Ihre Krankheit war sprunghaft fortgeschritten, in schnellen Schüben. Zwei Jahre nach der Diagnose stritt sie mit ihrem Arzt schon über den Rollstuhl. Nevada weigerte sich, den auch nur in Betracht zu ziehen. Der Rollstuhl bedeutete das Ende.

«Was hast du heute vor?», fragte Sierra.

Nevada überlegte. Die Medikamente machten ihren Kopf wattig, dämpften, verlangsamten ihre Gedanken. Sie ertappte sich manchmal dabei, wie sie minutenlang ins Leere starrte und keinen Gedanken hatte. War es das, was sie beim Meditieren zu erreichen versuchte? War das *Nirodab*? Das konnte sie sich nicht vorstellen. Es war kein angenehmer Zustand.

«Mädchen», fiel es ihr schließlich wieder ein. «Die schwierigen Mädchen. In der Siedlung.»

«Ist ja blöd, dass du dafür jeden Tag nach Seebach rausfahren musst», sagte Sierra. «Und dann noch bei der Hitze. Soll ich dir ein Behindertentaxi bestellen?»

«Behindertentaxi, so weit kommt's noch!» Nevada nahm diesen Dienst nur dann in Anspruch, wenn es gar nicht anders ging. Wenn sie einen akuten Schub hatte.

«Die S-Bahn ist aber um diese Zeit sehr voll», gab Sierra zu bedenken. «Bist du sicher?»

«Ganz sicher.» Nevada stütze sich auf den Stock und stand vorsichtig auf. Sie schaute nach oben, als fürchtete sie, die Decke könnte auf sie herunterfallen und sie erschlagen.

Nevada hatte einen Plastikstuhl in die Dusche gestellt. Umständlich setzte sie sich darauf und ließ das kühle Wasser auf ihre Kopfhaut prasseln. Ihre Kopfhaut nahm die irritierenden Aufschläge der Wassertropfen am ungerührtesten auf und leitete das Wasser in weichen Strömen weiter. Vor kurzem hatte sie sich, der Einfachheit halber, ihre langen

Haare kurz geschnitten. Nach der Dusche rieb sie ihre Glieder mit einer Creme ein, sorgfältig, vorsichtig. Nur den Schmerz nicht wecken! Früher hatte sie sich mit gnadenloser Härte gebürstet, gestriegelt, gezupft und geknetet. Das ließ ihre Haut nicht mehr zu. Sanft strich Nevada über ihre schwachen Beine, ihre kribbeligen Arme, als gehörten sie jemand anderem, jemandem, den sie mochte. Dann zog sie sich an. Die Anstrengung des Tages hatte noch kaum begonnen. Sie hatte geduscht, sich angezogen, eine Tasche gepackt. Und schon wollte sie sich wieder hinlegen. Es war zu viel.